

FEUILLETON

DIE WELT | MONTAG, 28. NOVEMBER 2016 | SEITE 21



Theater
Eine Ausstellung erinnert
an Carola Neher Seite 22

KOMPAKT

MUSIK

**Sanderling verlängert
nicht in Dresden**

Wegen Budgetkürzungen für die Dresdner Philharmonie steht Chefdirigent Michael Sanderling nicht mehr für Gespräche über eine Vertragsverlängerung nach 2019 zur Verfügung. „Eine weitere und darüber hinaus führende künstlerische Planung ohne die offensichtlich mangelnde Wertschätzung und ausreichende Unterstützung der eigenen Kultur-Verantwortlichen Dresdens lehne ich ab“, schrieb er an Kulturbürgermeisterin Annkatrin Klepsch (Linke). Hintergrund ist die vom Stadtrat mit dem Doppelhaushalt 2017/2018 beschlossene Kürzung von jährlich 250.000 Euro. Er warf Klepsch vor, sich nicht für einen der kulturellen Leuchttürme der Stadt eingesetzt zu haben. Es sei zudem „inakzeptabel“, ihn als künstlerischen Leiter vorab nicht einmal über den Ernst der Lage zu informieren. Nur aus Verantwortung gegenüber Musikern und Publikum verzichtet Sanderling, der seit 2011 im Amt ist, nach eigenen Angaben auf sofortigen Rücktritt.

AUSZEICHNUNGEN

**Lasker-Schüler-Preis
für Sibylle Berg**

Die deutsch-schweizerische Dramatikerin Sibylle Berg (54) hat den Else Lasker-Schüler-Dramatikerpreis des Pfalztheaters Kaiserslautern erhalten. Die mit 10.000 Euro dotierte Auszeichnung wurde ihr am Sonntag überreicht. Zur Begründung hieß es, seit den 90er Jahren bereichere Berg die deutschsprachigen Bühnen mit ihren grotesk-sehnsüchtigen „Normalitätsspezialisten“. Sie nehme sich der großen Themen Liebe und Tod an. Doch das Pathos sei aufgebraucht, vom Banalen aufgezehrt. Ihre genauen Diagnosen eines verhängten Lebens spitze sie meist ins Boshafte und Schrilte zu, doch begleite sie ihre Figuren immer auch mit Sympathie. Zu Bergs Theaterstücken zählen etwa „Hund, Frau, Mann“, „Hauptsache Arbeit“ und „Es sagte mir nichts, das sogenannte Draußen“.

**Von Trotta erhält
Helmut-Kätner-Preis**

Als „eine der wichtigsten Regisseurinnen des deutschen Kinos“ wird Margarethe von Trotta (74) mit dem Helmut-Kätner-Preis der Stadt Düsseldorf ausgezeichnet. Mit ihren Frauen-Biografien in Filmen wie „Rosa Luxemburg“ oder „Rosenstraße“ habe sie den deutschen Film geprägt und den gesellschaftspolitischen Diskurs nachhaltig beeinflusst, begründete die Jury ihre Wahl. Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert. Die gebürtige Berlinerin von Trotta wuchs in Düsseldorf auf. Sie arbeitete als Schauspielerin, schrieb Drehbücher und führte Regie. Internationale Aufmerksamkeit erregte sie 1981 mit „Die bleierne Zeit“ über die ungleichen Ensslin-Schwester.

BUCHMARKT

**Verteilungsplan der
VG Wort fällt durch**

Die VG Wort ermöglicht es Urhebern, zugunsten ihrer Verleger freiwillig und anonym auf Tantiemen zu verzichten. Bei der außerordentlichen Mitgliederversammlung in München haben in allen sechs Berufsgruppen mindestens zwei Drittel der Mitglieder dem vorgeschlagenen Verfahren zugestimmt. Der Vorschlag für die künftige Verteilung der Einnahmen hat jedoch in der Berufsgruppe der Journalisten keine Zwei-Drittel-Mehrheit bekommen, auch weil viele Mitglieder schon abgereist waren. Der Plan gilt damit als abgelehnt. Bei der nächsten Mitgliederversammlung März 2017 wird erneut abgestimmt.

Hätte Fidel Castro als Nichtraucher die Macht erobert? Die Frage ist keineswegs surreal. Noch vor der kubanischen Revolution von 1959 erschien dieser bärtige Dschungelkrieger fürs westliche Publikum als linke Ikone: im Kampfanzug mit lässiger Mütze, Zigarre im Mund, Gewehr in der Hand. Seit der amerikanische Reporter Herbert Matthews im Februar 1957 in der abgelegenen Sierra Maestra Castro interviewte, sind dies die Attribute des „Comandante“. Mehr noch, erst als Castro mit diesen Bildern aus dem Busch seinen verkündeten Tod widerlegen konnte, als sein habitueller Optimismus und sein cooler Kampfesmut in der „New York Times“ abgebildet worden waren, ließen die Amerikaner den peinlichen Diktator Batista fallen. Fidel Castros Siegerpose mit Zigarre bedeutete nicht nur den Sieg der kubanischen Revolution, es war auch ein epochales Moment in der Geschichte der Popkultur: *A star was born*.

VON DIRK SCHÜMER

Der Revolutionskitsch rund um Castro und seinen Paladin Che Guevara überrannte von Beginn an alle offensichtlichen Verbrechen: die Hinrichtungen, die Folterungen und Inhaftierung enger Weggefährten wie Huber Matos. Die Demütigung von Intellektuellen wie Heberto Padilla, die Kampagnen gegen Systemkritiker, die grassierende Armut und Unfreiheit, die Hunderttausende Kubaner ins Exil trieben – all das blieb im Westen nicht haften an diesem charismatischen Führer.

Die schwer angeschlagene Linke des Westens benötigte damals dringend einen „Máximo Líder“. Stalins millionenfache Morde waren nicht mehr zu leugnen; in Budapest hatten sowjetische Panzer gewütet. Da kam dieser grinsende Hüne von seiner tropischen Zuckerrohrinsel gerade recht. Castro hat von Anfang an begriffen, dass dieses Image als exotischer Revoluzzer seine Rettung war. Sein ganzes Leben lang hat er sich in den Posen des Dschungelkämpfers wiederholt, der mit dem Arm durchs Gestrüpp die Richtung zum Sieg weist. Beim ersten Staatsbesuch in der Sowjetunion genießt er sichtlich den Moment, wie er sich vor dem verdutzten Chruschtschow eine phallische Riesenzigarre anzündet. Die Botschaft: Seht her, Revolution kann so sexy sein!

Im Westen kam er damit viel besser an als bei den misstrauischen Genossen in Moskau. Kubas Hymne „Guajira Guantanamera“ machte die Stadt Guantánamo schon lange vor dem amerikanischen Gefangenenlager weltberühmt, allerdings erst, nachdem Pete Seeger das harmlose Liedchen als Antikriegshymne in der Carnegie Hall für die Piratensender Europas gedadelt hatte. So wurde der Mann in der ewigen Uniform, die er erst spät gegen einen nicht minder genormten Adidas-Trainingsanzug austauschte, zum Helden der Pazifisten.

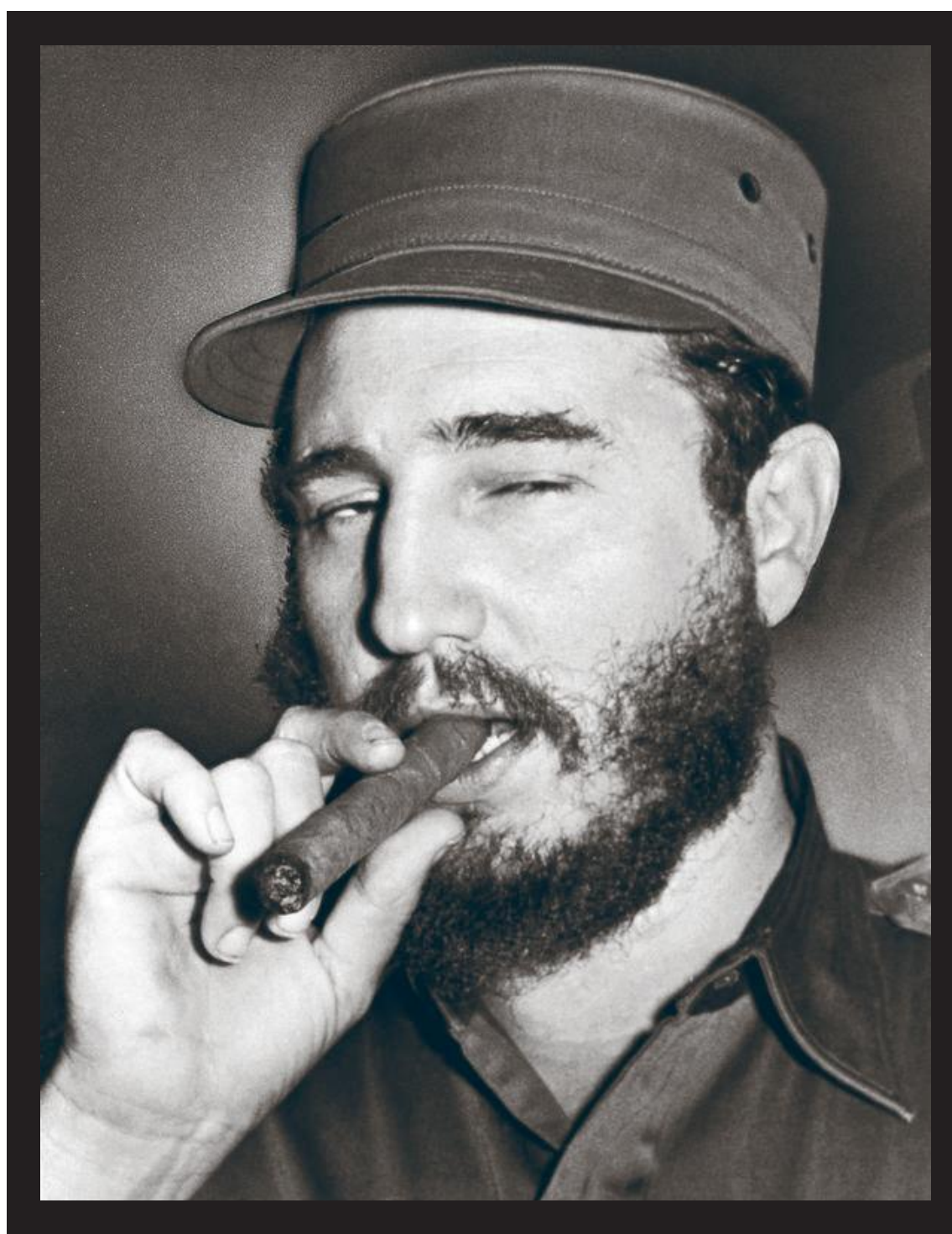
Das blieb längst nicht das einzige Missverständnis rund um diesen gar nicht milden Mann, der den Armen seiner Insel wenn schon keinen Wohlstand, so immerhin Ärzte und Lehrer bescherte. Honeckers DDR etwa glaubte mit kubanischen Orangen das leidige Südfrüchteproblem gelöst zu haben, doch in den mecklenburgischen Häfen landeten massenweise saure Saftorangen, die niemand schälen oder gar essen konnte.

Ähnlich naiv, doch weitaus behaglicher wurde Castros kecke Botschaft unter den Kaschmirlinken im Westen konsumiert. „Cuba Libre“ mit dem Rum ausgebeuteter Zuckerrohrbauern wurde zum Modegetränk, dazu schmeckte eine Havanna trefflich. Diese frivole Entwicklungshilfe für ein vom Imperialismus befreites Traumland lebte noch lange, bis zum Zigarrenkonsum von

Heiner Müller und Gerhard Schröder fort. Dass Che Guevara – in deutschen Universitäten gerne in der Liebkeungsform „der Che“ – 1966 bei seinem tödlichen Abgang in die Bergwälder Boliviens mit dem unbeugsamen Castro gebrochen hatte, spielte bei der Heiligsprechung der beiden Berufsrevolutionäre keine Rolle mehr. Ausgerechnet die Machohelden Castro und Guevara, die Arbeitslager für Schwule einrichteten, wurden auf den Postern der 68er-Genera-

tionen wie die von Che Guevara begonnene Hexenjagd auf Schwule, die angeblich die Reinheit der Revolution beschmutzten, oder die Umstellung des Agrarsektors auf die Monokultur des Zuckers, ebenfalls von Guevara veranlasst, wurden verspätet und viel zu zögerlich korrigiert, und halberzige Reformen scheiterten am passiven Widerstand der übermächtigen Bürokratie.

Der „Máximo Líder“ starb in biblischem Alter und überstand nicht nur die Mordanschläge der Mafia und der CIA; er hat auch die Prognosen der Ärzte und Journalisten Lügen gestraft. Selbst Feinde und Kritiker zollen ihm widerwillig Respekt, denn der Partisanenchef im olivgrünen Kampfanzug hat die Geschichte entscheidend geprägt. Die Karriere des modernen Don Quichotte begann mit dem Windmühlenritt gegen den Moncada-Palast und endete in geistiger Verwirrung im Bett. Fidel Castros Tod markiert das Ende einer Epoche und reiht sich ein in die Zeitenwende des Jahres 2016, vom Brexit bis zum Wahlsieg Trumps. Die Nachricht von Fidel Castros Tod erreichte mich übrigens an einem Sechszwanzigsten.



Die Tabakindustrie konnte sich keinen besseren Werbeträger wünschen: Castro 1960

Mit Knarre und Zigarre

Darauf einen Cuba Libre: Der Dschungelkämpfer Fidel Castro war nur an einer Front wirklich erfolgreich: als Popstar

nevalsuges ab. Santiago ist die karibischste Stadt Kubas, Erotik und Exotik gehen hier eine unauflösbare Verbindung ein, und der Karneval wird im Sommer gefeiert, weshalb die Angreifer am 26. Juli zuschlugen in der irrigen Annahme, die Soldaten seien durch Sex oder Alkohol außer Gefecht gesetzt.

Aropos Sex: Ich tanzte auf der Straße mit einer Mulata, die mir ihren heißen Atem ins Ohr hauchte, bis Polizisten mich von der Tanzpartnerin trennten – zu meinem eigenen Schutz, wie es hieß. Um mich abzukühlen und von dem Schock zu erholen, badete ich im Meer, zusammen mit dem Vorsitzenden des sowjetischen Komsomol, den leicht ein Hai hätte wegschnappen können, und sah aus den Augenwinkeln heraus, wie ein von Orden strotzender russischer General das Büffet abräumte und ein mit Hummern beladenes Tablett seiner üppigen Gattin kredenzte. „Greif zu, Genosse“, rief der Blauhemd und kurze Hosen tragende Egon Krenz, der mich für einen unter Berufsverbot leidenden DKP-Mann hielt und nicht ahnte, dass und wie er zusammen mit der DDR im Orkus verschwinden würde.

Beim Empfang der West-Berliner Delegation, die unter der Bärenfahne ins Stadion von Havanna einlief, wiederholte Fidel Castro hartnäckig den Satz: „Ich begrüße die Kameraden aus West-

deutschland“, was den DDR-Botschafter zur Verzweiflung trieb, der ihm vergeblich den Unterschied zwischen der Bundesrepublik und der selbstständigen Einheit West-Berlin zu erklären versuchte. „Aber das ist doch ein- und dasselbe“, meinte Castro ungerührt.

Bei seiner Abschlussrede im Sportstadion saß ich schräg unter ihm und hätte dem „Máximo Líder“, der nach den Feiern alt und grau aussah, unter Lebensgefahr am Bart zupfen können. Erst Jahre später, bei einem Empfang für die Gäste des Filmfestivals, wurde ich ihm unter dem Namen Udo Lindenberg vorgestellt. „Bienvenido Udo“, sagte der mächtigste Mann Kubas, und ich antwortete wahrheitsgemäß: „No soy Udo Lindenberg!“ Die Szene wiederholte sich ein paar Tage später, als ein Mann, der wie Fidel Castro aussah, die Fotografen abwehrte mit dem Ruf: „Yo no soy Fidel!“ Es war sein älterer Bruder, der sich nur für Milchwirtschaft interessierte und nicht für Politik.

Fidel Castro hat fast so lange regiert wie Königin Elizabeth, aber die hat kaum politische Macht, während er auch nach der Übergabe der Regierung an seinen jüngeren Bruder Raúl hinter den Kulissen die Fäden zog und mit Reden und Interviews die Leitlinien der Politik bestimmte. So hat er nie einen Hehl gemacht aus seiner Skepsis gegen-

über der Annäherung an die USA, die das Feindbild zu erodieren droht, auf dem Kubas Selbstverständnis als Speerspitze des Antiimperialismus beruht.

Fidel Castro war ein Überlebenskünstler, der politische Krisen, die andere aus dem Sattel warfen, unbeschadet überstand: Von der Invasion in der Schweinebucht und der Raketenkrise, in der die Welt am nuklearen Inferno vorbeischrämte, über sein Zerwürfnis mit Che Guevara, dessen Märtyrertod Castro für sich vereinnahmte, bis zur Militärintervention in Angola; und weiter zum Schauprozess gegen den Drogenhändler bezichtigten General Ochoa über den Massenexodus „balseiros“ genannter Flüchtlinge nach Florida und zur verzweifelten Annäherung an die USA. Ganz zu schweigen vom Fiasco der auf eine Million Tonnen Zucker angesetzten Rekordernte und von der durch den Kollaps der Sowjetunion ausgelösten Wirtschaftskrise, die Castro nur mithilfe Chinas und seines Freundes Chávez überstand.

Davon erzählt ein Witz, den ich in Kuba zu hören bekam: Fidel Castro sitzt mitfühlend am Krankenlager von Hugo Chávez, und der Tod klopft an die Tür. „Wer von euch beiden ist Fidel Castro?“, fragt der Tod. „Der da“, sagt Castro, und der Tod verlässt den Raum mit Chávez unter dem Arm. Fehlentwick-

lungen wie die von Che Guevara begonnene Hexenjagd auf Schwule, die angeblich die Reinheit der Revolution beschmutzten, oder die Umstellung des Agrarsektors auf die Monokultur des Zuckers, ebenfalls von Guevara veran-

lasst, wurden verspätet und viel zu zögerlich korrigiert, und halberzige Reformen scheiterten am passiven Widerstand der übermächtigen Bürokratie.

Der „Máximo Líder“ starb in biblischem Alter und überstand nicht nur die Mordanschläge der Mafia und der CIA; er hat auch die Prognosen der Ärzte und Journalisten Lügen gestraft. Selbst Feinde und Kritiker zollen ihm widerwillig Respekt, denn der Partisanenchef im olivgrünen Kampfanzug hat die Geschichte entscheidend geprägt. Die Karriere des modernen Don Quichotte begann mit dem Windmühlenritt gegen den Moncada-Palast und endete in geistiger Verwirrung im Bett. Fidel Castros Tod markiert das Ende einer Epoche und reiht sich ein in die Zeitenwende des Jahres 2016, vom Brexit bis zum Wahlsieg Trumps. Die Nachricht von Fidel Castros Tod erreichte mich übrigens an einem Sechszwanzigsten.

■ Hans Christoph Buch lebt, wenn er nicht auf Reisen ist, in Berlin. Sein Roman „Elf Arten, das Eis zu brechen“ erschien kürzlich in der FVA.